

Thomas Plischke

DIE ZOMBIES

ROMAN

Piper München Zürich

Entdecke die Welt der Piper Fantasy:

 Piper-Fantasy.de

Von Thomas Plischke liegen bei Piper vor:
Die Zwerge von Amboss. Die Zerrissenen Reiche 1
Die Ordenskrieger von Goldberg. Die Zerrissenen Reiche 2
Kalte Krieger
Die Zombies



Originalausgabe

April 2010

© 2010 Piper Verlag GmbH, München

»Die Zombies« wurde entwickelt von Ole Johan Christiansen &
Thomas Plischke

Umschlagkonzeption: semper smile, München

Umschlaggestaltung: Guter Punkt, München | www.guter-punkt.de

Umschlagabbildung: Sylwia Makris | www.sylwiamakris.com

Autorenfoto: Isa Scharfenberg

Satz: Satz für Satz. Barbara Reischmann, Leutkirch im Allgäu

Papier: Munken Print von Arctic Paper Munkedals AB, Schweden

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany ISBN 978-3-492-26746-5

10.09.2009, 22:37

Lily hatte schrecklichen Hunger. Sie hockte in einer Lücke zwischen zwei Mülltonnen und kaute auf einer Strähne ihres Haars, die ihr quer über die Wange ins Gesicht gefallen war. Sie hatte nur die Zunge aus dem Mundwinkel strecken müssen, um sie zwischen ihre Kiefer zu ziehen. Sie schmeckte nach nichts.

Ihr Blick blieb starr auf die andere Straßenseite gerichtet, auf das runde, blau-rot-weiße Schild und auf die Treppe, die hinunter in die U-Bahn-Station führte. Unter die Erde, und Lily konnte sich des beklemmenden Gefühls nicht erwehren, dass sie genau dort hingehörte.

Das Scheinwerferlicht der vorbeifahrenden Autos reichte nicht weit genug in den Spalt hinein, um mehr als nur die Spitzen ihrer flachen Puma-Sneaker für einen winzigen Moment aus der Dunkelheit zu holen. Dann erhoben sofort die Schatten erneut Anspruch auf ihre Beute.

Ihr hätte heiß sein sollen, denn der Sommer hatte sich noch lange nicht geschlagen gegeben. Die Hitze des vergangenen Tages staute sich zwischen den Häusern der Stadt, und in den Blumenkübeln unter den Laternenmasten wucherte wildes, buntes Leben. Aber Lily war nicht heiß. Ihre Finger wanderten suchend über den Stoff ihres T-Shirts zu der Stelle an ihrer Schulter, wo unter Schorf verborgen der letzte Rest Wärme in ihr pochte. Es war ein zorniges Glimmen gegen die teilnahmslose Kühle, die von ihr Besitz ergriffen hatte, und zugleich der Ursprung der Veränderung in ihr.

Zu dieser Verwandlung gehörte auch, dass Dinge, die noch vor Kurzem Ekel oder Angst in ihr ausgelöst hätten, langsam und schleichend in einem völlig anderen Licht erschienen. Der Geruch aus den Mülltonnen etwa. Unter dem Gestank all dessen, was da in Plastiktüten verpackt vor sich hin faulte und gährte, lockte ein süßer, schwerer Duft. Er stammte nicht von

dem Saft, der aus überreifem Obst hervorquoll, um sich am Boden der Tonne mit kalter Asche zu einer breiigen Masse zu vermengen, oder von den schmutzigen Windeln, die neben Babypisse mittlerweile auch schales Bier oder halbsaure Milch in sich aufgesogen hatten. Der betörende Duft stammte aus einer anderen Quelle, und nur das Mahlen ihrer Zähne auf ihrem Haar hielt sie davon ab, ihr auf den Grund zu gehen.

Das Rascheln und Knistern, das ab und an aus der Tonne zu hören war, bewies Lily, dass einige andere Geschöpfe weniger zögerlich waren als sie und beschlossen hatten, sich die kleinen, pelzigen Bäuche mit dieser Köstlichkeit vollzustopfen. Was war es genau? Fasriges Hühnchen? Zartes Rind? Ein dumpfer Neid auf die Ratten ließ Lily die Faust ballen, und ihr Magen – oder war es ihre Kehle? – gab ein hungriges Knurren von sich. Sie hätte nicht sagen können, ob ihr Hunger nun auf das abzielte, was die Ratten fraßen, oder auf die Ratten selbst. Wie würde es sich wohl anfühlen, wenn sie die Zähne in so ein zuckendes Bündel schlug und ihr heißes Blut in den Mund schoss? Würde es schwer sein, dem Vieh einen Fetzen Fleisch aus dem Rücken zu reißen, damit sie ihn hinunterschlucken konnte? Und würde er die Leere in ihr füllen können? So, wie es die Taube getan hatte?

Scheiße, sie wollte nicht mehr an die Ratten denken. Und nicht mehr an ihren Hunger. Am liebsten hätte sie gar nichts mehr gedacht, wie wenn sie sich nach einer Nachtschicht am PC einfach auf ihr Bett fallen ließ und die Augen schloss, um darauf zu warten, dass der Schlaf sie endlich in die Arme nahm. Doch sie ahnte, dass es falsch gewesen wäre, nichts mehr zu denken. Dann hätte sie den Kampf endgültig verloren, dann würde er sie finden und mitnehmen. Wenn Lily ihm entkommen wollte, musste sie denken.

Schlimm genug, dass er sie bis nach London verfolgt hatte. Bis ins Haus ihrer Eltern. Er war schuld an dem, was mit Victor passiert war.

Wenn es eines gab, über das Lily noch froh war, dann war es die Dunkelheit in ihrem notdürftigen Versteck. So konnte sie

Victors Blut nicht sehen, das an ihren Händen klebte und auf ihrem T-Shirt bereits getrocknet war. Victor ... Er hatte sich so furchtbar gewehrt, als sie ihn gepackt hatte. Sie hatte ihn nur ruhigstellen wollen. Ihr war keine andere Wahl geblieben. Es hatte sein müssen, und es war schnell vorbei gewesen. Oder war das bloß eine Lüge, die sie sich einredete, um nicht völlig den Verstand zu verlieren? Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Eine gute Wissenschaftlerin zog niemals vorschnelle Schlüsse.

Doch was sollte sie von den Schnitten an ihren Armen halten, wo die Scherben, die aus dem Rahmen des eingeworfenen Fensters geragt hatten, ihr wie Messer durch Haut und Muskeln bis auf den Knochen gefahren waren, als sie sich durch die enge Öffnung nach draußen gewunden hatte? Sie bluteten nicht. Es waren nur Risse, in die sie ihre Finger schieben konnte, ohne dabei den leisesten Hauch von Schmerz zu spüren. Die logischste Folgerung, die sich aus diesen Beobachtungen ableitete, war gleichzeitig die unlogischste.

Sie war tot.

Vorausgesetzt, sie war nicht in einem Albtraum gefangen, dessen Ereignisse sich zumindest dem Empfinden nach über mehrere Tage erstreckten. Nein, bisher hatte noch jeder von Lilys Albträumen an Schrecken eingebüßt, sobald ihr bewusst geworden war, dass sie träumte. Dieser nicht.

Sie war tot.

Sie drückte ihren Zeigefinger knapp unter ihr Handgelenk. Nichts, nicht einmal ein schwaches Zucken.

Sie presste zwei Finger gegen ihren Hals. Nichts.

Sie legte die gesamte Hand flach zwischen ihre Brüste. Wieder nichts.

Sie war tot.

Oder sie verstieg sich aufgrund ihrer jüngsten Erfahrungen in die Wahnvorstellung, sie wäre nicht mehr am Leben, und ihre ganze Psyche setzte aus irgendeinem bescheuerten Grund alles daran, diese grausige Illusion aufrechtzuerhalten, weshalb sie sich auf keinen einzigen ihrer Sinneseindrücke verlassen konnte.

Das war keine so schlechte Theorie. Sie erklärte, weshalb niemand Notiz von ihr genommen hatte, als sie blutüberströmt vom Haus ihrer Eltern bis hierher gewankt war. Es war ja nicht so, als wäre um diese Uhrzeit und bei diesem ausgezeichneten Wetter niemand mehr in Notting Hill unterwegs. Andererseits hatte sich Lily dicht an den Häuserwänden gehalten und sich auf ihrem Weg immer dann, wenn ihr ein Passant zu nahe kam, halb abgewendet, um das Blut auf ihren Klamotten zu verstecken. Außerdem war sie nicht weiß. Bei einer weißen jungen Frau, die in Lilys Zustand durch die Gegend lief, hätte bestimmt schon irgendjemand einen Krankenwagen oder zumindest die Bullen gerufen. Dafür war Lilys Haut entschieden zu dunkel, weil sie nun einmal mehr nach ihrem Vater kam. Die Chancen, dass sich diejenigen, denen das Blut an ihr doch aufgefallen war, etwas wie »Wahrscheinlich hat ihr Freund ihr nur die Fresse poliert« oder »Da mische ich mich nicht ein. Das sollen die Neger besser unter sich ausmachen« gedacht hatten, standen leider sehr, sehr gut. Die angebliche Weltoffenheit Londons reichte manchmal nicht sehr weit. Vor allem dann, wenn Blut im Spiel war.

Lily löste ihren Blick vom U-Bahn-Schild und betrachtete das giftgrüne Neonkreuz im Schaufenster einer Apotheke, die direkt hinter der Treppe zur Notting Hill Gate Station lag. Womöglich wäre es schlau von ihr gewesen, nach einem Krankenhaus zu suchen. In einer Notaufnahme hätte man ihr Problem schon erkannt – völlig egal, ob sie sich nun tatsächlich schwere Verletzungen zugezogen oder nur nicht mehr alle Tassen im Schrank hatte. Ihr kam ein neuer Gedanke, der ein bisschen tröstlicher war als der, eine Vollmeise zu haben: Sie litt eventuell unter einem schweren Schock, weil sie einen Unfall gehabt hatte, und zu diesem Schock gehörte eben, dass sie ihren Puls nicht mehr fühlte und ihr Herz nicht mehr schlagen spürte.

Sie war nicht tot. Tote hatten keinen Hunger, interessierten sich einen Scheiß für sonderbare Schnittwunden, stellten keine Theorien über ihre Verfassung an, saßen nicht auf dem Boden gegenüber einer U-Bahn-Station und kauten auf ihrem Haar

herum. Und sie machten sich keine Gedanken über Verfolger, weil Tote ihre Ruhe vor dem ganzen lästigen Kram hatten, der die Lebenden umtrieb.

Aber warum brachte sie es dann nicht fertig, eine Entscheidung zu treffen? Es war doch so einfach: Sie würde aufstehen, die Straße überqueren, die Treppe hinuntergehen, sich ein Ticket ziehen, durch das Drehgitter treten und auf die nächste Bahn warten. Wie ein ganz normaler Mensch.

Sie hatte bereits die Hand ausgestreckt, um sich am Rand einer der Mülltonnen in die Höhe zu ziehen, als die Schwingtüren des Kinos an der Ecke aufgestoßen wurden und sich eine Welle plappernder, lachender Menschen auf den Gehsteig ergoss. Der Anblick löste in Lily eine so heftige Regung aus, dass sie stöhnend in sich zusammensackte. Ein Teil davon war ein plötzliches Anschwellen ihres Hungers, der nun nicht mehr nur quälend an ihr nagte, sondern wie eine Bestie mit einem gewaltigen Maul voller Reißzähne über ihr Innerstes herfiel – wahllos, gierig und unersättlich. Aber da waren auch Zorn und Neid. Weil diese Idioten genau in jenem Moment aufgetaucht waren, als sie sich gerade entschlossen hatte, endlich etwas zu tun, anstatt hier nur dämlich herumzuhocken. Und ihr blödes Lachen war laut, viel zu laut. Es musste aufhören. Sofort.

Sie hatten es nicht verdient, so glücklich zu sein. Niemand hatte das. Nicht, wenn Lily nicht glücklich sein konnte. Nicht, wenn der Tod so nah war wie ein unachtsamer Fahrer, der wegen einer in den Fußraum gefallenen brennenden Kippe das Steuer verriss und durch die Menge raste. Wie ein brüchiges Stück Beton hoch droben an einer Fassade, das sich im falschen Augenblick löste, um einem den Schädel zu zerschmettern. Wie eine hauchdünne Ader im Kopf, deren Existenz einem bestenfalls komplett unbedeutend erschien – wenn man überhaupt etwas von ihr ahnte –, bis zu jener Sekunde, in der sie platzte. Diese Leute hatten keinen blassen Schimmer, wie froh sie sein konnten, noch am Leben zu sein.

Hilflos grub sie die Finger in die groben Maschen der albernen Stricktasche auf ihrem Schoß, in der die kläglichen Über-

reste ihres bisherigen, geordneten Daseins versammelt waren, die ihr noch blieben. Professor Boyle hatte sich immer über diese Tasche hervorragend amüsieren können, da sie seiner Meinung nach so gar nicht zu Lily passte. Was wusste der schon? Er hatte ihr auch nicht helfen können, mit all seinen schönen Worten, dem beruhigenden Schulterklopfen und dem Gefasel von einer »völlig üblichen Reaktion in der entscheidenden Phase eines ambitionierten Projekts«.

Sie lockerte die Kordel, die die Tasche verschlossen hielt, steckte beide Hände in die Öffnung und wühlte sich durch den Inhalt. Das, wonach sie suchte, war wohl ganz nach unten gerutscht, zu den gebrauchten Taschentüchern, den Lutschbonbons, den zerknitterten Flyern.

Nein, Boyle konnte ihr nicht helfen, und der Mann, nach dem sie sich nun sehnte, wie sie sich überrascht eingestand, war weit weg und bei einer anderen Frau. Er war bisher immer für sie da gewesen, obwohl sie ihm schon vor Ewigkeiten gesagt hatte, das mit ihnen hätte weniger Zukunft als ein Schneeball in der Hölle. Der, der ihr das Haar aus dem Gesicht gehalten hatte, als sie nach einer brutalen Safttour zwei Stunden am Stück gekotzt hatte. Der, über dessen Namen sie sich auch nach Jahren noch bepieseln konnte, sobald sie richtig einen im Tee hatte. Der, der mit ihr auf die Beerdigung von Grampy Jules gegangen war und sie zum Weinen gebracht hatte.

Lily verlor die Geduld, drehte die Tasche um und kippte sie aus. Sie tastete den kleinen Haufen ab und grunzte zufrieden, als sie unter ihren Fingerspitzen dünne Plastikkabel und kühles Metall ertastete. Der iPod. Höchstwahrscheinlich war es eine vergebliche Hoffnung, auf die sie baute, aber sie wollte etwas finden, woran sie ihr altes Ich, das sich mehr und mehr zersetzte, verankern konnte. Selbst wenn es nur die Stimme eines Menschen war, den sie geliebt hatte. Selbst wenn dieser Mensch von ihr fortgerissen worden war, weil das Schicksal weder Rücksicht kannte noch Gefangene machte.

Er war tot.

Mit viel Mühe fummelte Lily die winzigen Ohrhörer an ih-

ren Platz. Das Leuchten des Displays brannte ihr grell in den Augen. Sie klickte sich durch das Menü in das Verzeichnis, in dem Grampy Jules' warmes, weiches Raunen für die Ewigkeit bewahrt war.

Trugen die Worte eines Toten tatsächlich genügend Leben in sich, damit sie an sich selbst festhalten konnte?

Vielleicht. Vielleicht auch nicht ...